

# Unser Wild vor dem Verhungern gerettet.

Nun deckt ein unendliches weißes Leichentuch Feld und Flur und unter der dichten Decke scheint alles Leben erloschen. Lautlos liegt der Wald. Unter der schweren Last des Schnees beugen sich die dünnen Äste zur Erde und wenn die Bürde sie gar zu tief niederbrückt und der Schnee von ihnen abgleitet, dann richten sie sich mit einem Knack wieder nach oben und bilden damit das einzige Leben in dem winterlichen Forst. Amstel und Häher, neben den Krähen-Vögeln die einzigen größeren Vertreter der Vogelwelt im winterlichen Wald sitzen bewegungslos mit „aufgeplustertem“ Gefieder auf den kahlen Ästen und suchen an den Stamm gelehnt den beschützenden Schutz vor dem kalten Windhauch. Nur das ewig bewegliche Volk der Kleinsten unter unseren besiedelten Freunden, die Meisen, Zaunkönige, und deren Artgenossen huschen in den Borwäldern von Busch zu Busch und erfreuen das Auge durch ihren graziosen Flug und ihre Munterkeit. Weiter drinnen im Walde aber ist es still, alles Getier scheint aus demselben verschwunden. Aber es scheint nur so, denn dort, wo des sorgenden Jägers Hand seit Jahren das Waldheu zu sammeln und aufzuschichten pflegt, steht unter den überhängenden Zweigen eine Gruppe der erbgesessenen Bewohner unserer Wälder. Nur mit Mühe kann sie das Auge von ihrer Umgebung trennen, denn das winterliche Haar und der weißgelbe Spiegel haben ja dieselbe Färbung, wie Baum und Schnee vereinigt. Die Natur hat in ihrer unendlichen Fürsorge schon damit dem scheuen Wild einen Schutz angedeihen lassen, dessen es nur zu sehr bedarf. Im ersten Moment sieht man denn auch nur ein oder zwei Stück, trotzdem uns keine hundert Schritt vor dem Rudel trennen, bis wir plötzlich entdecken, daß ihrer wohl 20, 30 dort bei einander stehen, denn während auch sie bei der Kälte bis dahin fast bewegungslos verharrten, treten sie jetzt doch beunruhigt hin und her, noch unentschlossen, ob sie bleiben oder fliehen sollen. Da wir langsam und gleichmäßig unsere Schritte weiter und mehr zur Seite lenken, vertrauen sie unseren friedlichen Absichten und bleiben stehen. Die großen braunen Lichter des Leittieres aber folgen jeder unserer Bewegungen, bis wir ganz aus ihrem Gesichtskreis verschwunden sind.

Wo der Waldgrund mit Unterwuchs oder gar zahlreichen Waldgräsern bedeckt ist, dort geht es dem Wild nicht gar zu schlecht, denn dort haben zumeist die hegenden Förster und Jäger das Waldheu sowie auch allerlei Laubwerk zu Schobern aufgeschichtet, welche die Vorratskammern für Hirsch und Reh in der Zeit der schweren Not bilden, denn die Wildschweine wühlen selbst unter der dichtesten Schneedecke sich noch immer die Eichen und Bucheln hervor, wenn ihnen keine Gelegenheit mehr geboten ist, in nächtlichem Dunkel sich heimliche Lederbissen auf den Haser- und Erdäpfeläckern zu verschaffen. In diesem Jahre aber wäre beinahe unserem Wild ein furchtbares Schicksal beschieden gewesen, denn es war seitens der Behörden eine Beschlagnahme allen Wildheus verfügt worden, um dasselbe für die Haustiere zu verwerten. Wenn diese draconische Maßregel voll und ganz zur Durchführung gelangt wäre, dann würden unsere Wälder jetzt eine Tragödie sehen, wie sie sich schrecklicher kaum denken läßt, denn zu Hunderten und Tausenden würde unser Schalenwild das doch einmal seit Jahrzehnten im Winter an die Hilfe durch Menschenhand gewöhnt ist, verhungern im verschneiten Forste verenden. Als eifrigster Vorkämpfer für die Rettung unserer Waldbewohner hat Forstmeister Diensthuber in Admont noch in der Jännernummer der „Mitteilungen des niederösterreichischen Jagdschutzvereines“ eine ernste Mahnung an die Behörden gerichtet, in der es u. a. hieß, nachdem er auf die außergewöhnlich reiche Heu- und Grumeternnte dieses Jahres und auf die Tatsache hingewiesen hatte, daß aus Mangel an Fuhrwerk noch im Vorjahre in den Alpen beschlagnahmtes Heu bis heute nicht abgeführt werden konnte:

„Die Ansicht oder der Anwurf, daß durch das Wild dem Rindvieh die Nahrung entzogen wird, entspricht nicht den Tatsachen (diplomatisch ausgedrückt; ich sage „ist falsch“). Die Alpen und Waldweiden können bei uns weit aus nicht ausgenützt werden, da der Viehbestand immer zu gering war, und jetzt noch mehr, „zu gering ist und zu gering bleiben wird“. Im Enns- und Paltentale allein hätten tausende von Rindern noch Nahrung; die Weide kann und wird nicht ausgenützt werden, weil — wie gesagt — das Vieh hierzu fehlt.

Während der Kriegszeit fand durchwegs ein vermehrter Wildabschuß statt; viele Hunderte von Hochwildstücken wurden unentgeltlich an Militärspitäler, Rekonvaleszentenheime sowie an notleidende Personen abgegeben; wieder viele Hunderte von Hochwildstücken, Rehen und Gemsen, wanderten umsonst oder um lächerlich niedere Preise an Holzarbeiter (große Massen auch an in Wald und Feld arbeitende Gefangene), Tagelöhner, Landwirte, Bürger, Beamte; das geschäftliche Moment kam und kommt bei der Wildverwertung unserer Hochgebirgs-Jagdinhabungen niemals in Betracht! Die Wildabgabe an unsere forst- und landwirtschaftlichen Arbeiter, ja auch für den Kleinhändler, ist heute für dieselben zur Lebensfrage geworden.

Das Wild und die Jagd ist trotz aller gegenteiliger Strömung von hohem nationalökonomischen Wert und gegenwärtig umso höher zu veranschlagen, je geringer und schwieriger andere Lebensmittel zu beschaffen sind.

Es ist ein Verbrechen am Volke, am Staate, an der Wehrmacht, Werte von so höchwichtiger Bedeutung sinnlos der Vernichtung preiszugeben, dem Verderben zuzuwenden! Nicht die Rücksicht auf den Jagdbesitzer erfordert die Erhaltung der Jagd, die Nähr- und Wehrkraft ist es, in deren Interesse Wild und Jäger erhalten werden müssen. Beute aus der grünen Gilde sind die besten, brauchbarsten Soldaten; wetterhart, gewöhnt an alle möglichen Unbilden und Gefahren, ausgezeichnete Schützen unter Bedachtnahme auf Munitionersparnis, mutig, kaisertreu und vaterlands-